Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 47 (1943-1944)
Heft: 4

Artikel: Warum zeichne ich?
Autor: Wiesmann, Theo
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-661795

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

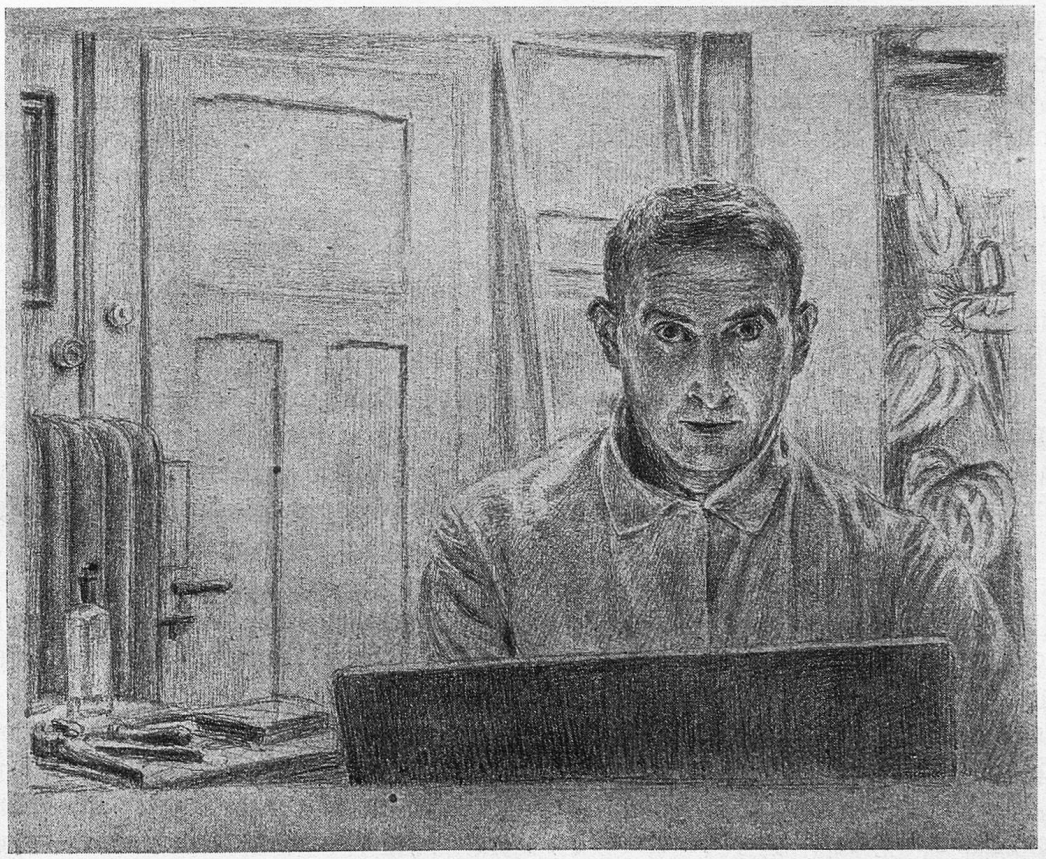
Warum zeichne ich?

„Gälled Sie, Herr Lehrer, dä Ma det hät nu kei Gält zum en Foti chaufe, daß er da die Bäum abzeichnet?" So rief ein Schüler aus einer Kolonne heraus, die laut durch den stillen Winterwald zog.

Ich saß, in einen dicken Mantel eingepackt, in diesem Winterwald und suchte mit dem Stift zeichnend, die schönen Grenzformen kennen zu lernen, die der Schnee um die Wurzeln der Tannen bildet, Zeichen zu finden für die schuppig rauhen Oberflächen der Tannen, die so schön im Gegensatz stehen zu den weichen Formen des Schnees. Ebenso interessierte es mich, wie in der blauen Luft die Stämme immer duftiger wurden, bis sie endlich sich zu einem Ton verschmolzen — wie vielleicht eine Tanne etwas nach links schräg stand, wie irgendwo, durch Äste gebildet, wieder eine Form zu sehen war, welche die entgegengesetzte Richtung betonte. Auch den Reichtum an verschieden großen Zwischenräumen wollte ich mir zeichnend einprägen, und so noch vieles, was ein Wald im Winter an sich hat. —

Ich hatte den Auftrag erhalten, einen solchen Wald zu malen mit arbeitenden Soldaten, eine Komposition also, die frei aus dem Innern heraus entstehen muß. Aus Erlebnissen und Eindrücken soll sie sich aufbauen. Habe ich nicht schon manchen Winterwald erlebt? Und doch erscheinen mir meine Darstellungen so ärmlich, wenn ich mit Farbe oder Bleistift eine solche Aufgabe zu Papier bringen will. Darum hatte ich meine Vorstellungen möglichst bereichern wollen und war hinausgezogen in den Wald. Der hatte mich ganz eingefangen und bezaubert mit all seinen Schönheiten, als jener harte Knabenruf mich aus meinen Träumen weckte.

Gleich eilten von allen Seiten böse Geister herbei und versuchten, in meinen Zauberkreis einzudringen, den ich um mich gezogen hatte. Sie begannen untereinander zu flüstern und zu mir



Selbstbildnis des Künstlers

zu sagen: „Du bist unzeitgemäß mit deinen Bemühungen, du verbohrst dich in Dinge, die gar keinen Sinn haben auf dieser Welt. Der Knabe hat recht, er ist ein Kind dieser Zeit, er lebt in ihr; du aber klammerst dich an Überlieferungen, die wie welke, braune Blätter im Frühling leblos an der Eiche hängen. Einmal hatten sie Leben in sich, hatten ihre Berechtigung. Tot sind sie heute, eine neue Welt will erstehen!"

Wie erschrak ich über diese Worte und über die immer heftiger auf mich eindringenden Gebärden der Geister! Nahe war ich daran, mich ihnen zu ergeben, mich geschlagen aus dem Winterwald zurückzuziehen und die quälenden Wesen um Verzeihung zu bitten, daß ich ihre neue Ordnung gestört hatte.

Da blickte ich suchend um mich, noch einmal, ich weiß nicht warum, eine kurze Gnadenfrist ausnützend. Meine Augen wanderten von Baum zu Baum, und die Bäume spürten das wohl. Sie spürten, daß da einer ihrer Freunde in Not geraten war, sie begannen, sich leise zu bewegen und schlossen einen Kreis um mich. Auch die Fernen kamen näher und traten in die Lücken. Ich blickte an ihnen empor, und da sah ich, wie sie die Äste fest ineinander geflochten hatten und mich auch von oben schirmten. Da wurde ich wieder stark. Die Gestalten der Geister zerflossen wie Rauch im Raum. Ihr Gemurmel wurde leiser, bis es wieder ganz still war um mich. „Danke!" sagte ich den Tannen. Sie bewegten sich sachte, öffneten den Kreis; ein milder, blauer Dunst durchwebte sie, und ein Sonnenstrahl senkte sich herab. „Wie schön!" jubelte es in mir, und ich zeichnete weiter.

Wundervolle Herbsttage erlebten wir vor Jahren, mein Vater und ich, auf einer Wanderung, die uns über die einsamen Höhen des Jura führte, von der Gislifluh bis zum Chasseral.

Ich erinnere mich vor allem gerne an die weiten graugrünen Wiesenteppiche, die wir überschritten, auf denen helle Kühe friedlich weideten und welche uns auf lange Strecken mit ihrem frohen Glockengeläute erfreuten, — an die herbstlich braun, rot und golden gefärbten, buschigen Wäldchen, die die Wiesen umsäumten und den wolkenlosen Himmel über ihnen so unendlich tiefblau erstrahlen ließen.

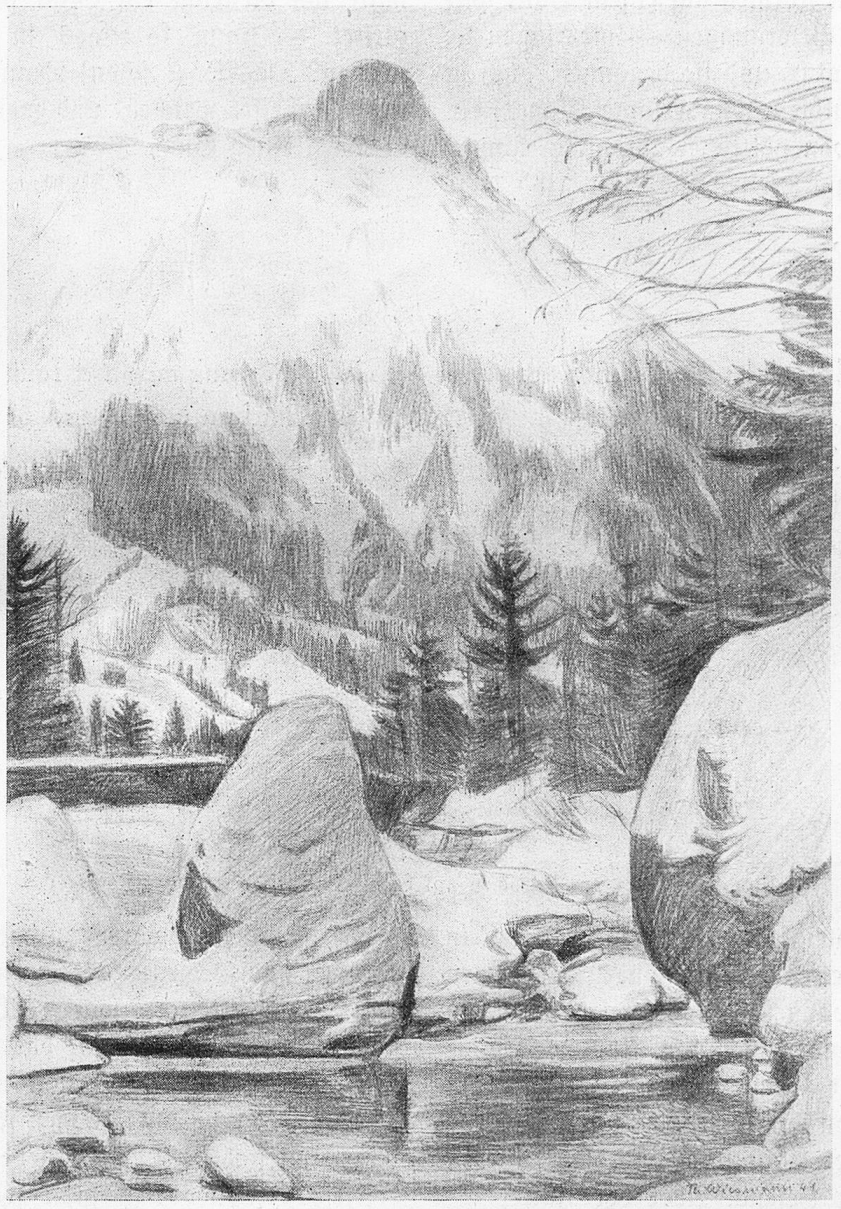
Zum Abschluß dieser glücklichen Reise wanderten wir auf einer schönen Straße durch die Rebberge mit herrlichem Blick auf den Bielersee von Twann zurück nach Biel.

Auf dieses Stück Landschaft hatte ich mich noch ganz besonders gefreut. Alle Erinnerungen an Rebberge im Frühling, Sommer und Herbst, im Tessin, am Genfer- oder Zürichsee tauchten in mir auf und verflochten sich zu einem starken Bild. Der Wunsch, einmal ein solch geliebtes Stück Welt ganz in mich aufzunehmen, wurde so dringlich, daß ich eifrig zu suchen begann nach einem Ausschnitt in der Natur, der schon die Gesetze des Bildes in sich trug. Und da lag er auch schon vor mir, als ich mich auf der ansteigenden Straße einmal umwandte und zurücksah. So setzte ich mich hin und begann zu zeichnen.

„Là-bas, il y a un peintre qui dessine. Je me demande, ce qu'il voit. — Moi, je ne vois rien!" sagte etwas später ein Weinbauer zu meinem Vater, der sich lesend abseits auf ein Mäuerchen gesetzt hatte. Was mein Vater dem Bauern geantwortet hat, ist mir nicht mehr in Erinnerung, ich weiß nur noch, daß ich ziemlich lange an meiner Zeichnung gearbeitet habe, und zwar deshalb, weil ich so viel sah:

Da war der spannungsvolle Verlauf der Straße, da waren die Mauern links und rechts mit so viel Empfindung gebaut aus rohen Steinen. Steintreppen, zum Teil mit eisernen Toren, führten in anschließende Rebgelände; bald nach oben, bald nach unten gliederten sie auf reizvolle Art den steinernen Wurm. Und die Weinstöcke selber! Aus der Nähe betrachtet, entzückten mich die edel geformten Blätter. In der Ferne erschienen sie mir als krause Fülle von Licht und Schatten, hellen und dunklen Flecken, und doch waren diese durch die senkrechten Stecken unter ein ordnendes Gesetz gebracht.

Über allem lag der weite, blaue See; da durfte das Auge ruhen, und auch der Stift durfte sich in großen Zügen bewegen, zusammenfassen, was unten in Teile zerfallen würde. Doch zwischen diese großen Gegensätze eingeschoben waren die Formen von Baumgruppen, duftig und zart, auf Landzungen, die wie Finger eine Verbindung mit dieser blauen Ruhe suchten. Sehnsuchtsvolle Ferne! — Diese hart überschneidend stiegen



In den Bergen

dunkle, senkrechte Telephonstangen über den Rebberg, streng im Rhythmus, wie immer kräftiger werdende Paukenschläge. Und so setzte ich sie hin und freute mich darüber. Ich glaube, diese schwarzen Senkrechten waren schuld, daß ich gerade dieses Stück Landschaft für meine Zeichnung gewählt hatte. Oder war es das glückliche Zusammentreffen all dieser Formen, die in jenem Moment ganz besonders auf mich gewirkt haben, gerade an jenem Tag, zu jener Stunde?

Ist es mir wohl gelungen, diese Erreger meiner Seele so stark darzustellen, daß auch mein Weinbauer, wenn er das Blatt gesehen hätte, eine kleine Entdeckung hätte machen können? Darf man so etwas hoffen? Einen bescheidenen Liebesdienst, so von Mensch zu Mensch, hätte ich ihm dadurch erweisen können. Dann wäre es vielleicht geschehen, daß dieser Mann eines Tages müde und enttäuscht von seiner Arbeit auf dieser Straße heimgekehrt wäre. Wie zufällig hätte er an diesem Punkte die Augen etwas aufgehoben, — eine Erinnerung hätte seine schweren Gedanken gekreuzt. Die Erinnerung an einen Menschen, dem dieses Stück Landschaft einmal etwas be-

deutet hat, und an Formen auf einem Blatt Papier. Formen — Bewegungen — hier lagen sie vor ihm in der Natur, und sie begannen, auch in ihm Klänge auszulösen, wundersame Klänge, ein Lied zu singen von göttlicher Ordnung, himmlische Musik — ganz leise und zart. Und diese hätte ihn vielleicht ein Stück seines Weges begleitet. — Kann so etwas in Wirklichkeit geschehen? Das wäre schön! Dann müßten ja alle meine Zweifel weichen, und meine Bemühungen bekämen einen Sinn.

Theo Wiesmann

Sunne

Mängs Plätzli liit am Sunnebort,
und d'Märmi fählt em gliich.
Mängs Stübli isch nu munzig chlii
und macht doch groß und riich.

Eb d'Sunne mag i d'Teufi gu
und nüd nu usse draa,
eb ds Stübli hell und früntli isch,
uf das chunnts allweg aa.

Und ds Teufscht, das isch dis eigi Herz.
wänn dethi d'Sunne mag,
dä isch es recht, und Märmi hesch
am allertrüebschte Tag!

D. Kundert.

Betsy

Eine Geschichte um Napoleon auf Sankt Helena. Von Roger Régis

Ali hielt die Steigbügel, um seinem Herrn in den Sattel zu helfen. Trotz seines vorzeitigen Embonpoints schwang sich Napoleon ohne Mühe hoch. Er zählte damals 46 Jahre. Auch der Admiral Cockburn, der General Bertrand und der Mameluck bestiegen ihre Pferde, um nach Jamestown zu reiten, der Hauptstadt und dem einzigen Hafen von Sankt Helena. Aber der Kaiser zögerte. Ohne sich zu bewegen, betrachtete er lange Zeit das seltsame Plateau inmitten der Insel, die sein Gefängnis werden sollte.

Am Morgen des 15. Oktober 1815 war er von der „Northumberland" an Land gegangen. Man hatte ihn für die erste Nacht in einem bescheidenen, möblierten Haus untergebracht, in der Pension Porteous, wo er schlecht geschlafen hatte und wohin bei Tagesanbruch Cockburn, der Kommandant der englischen Flottille, die den illustren Gefangenen hieher gebracht hatte, gekommen war, um diesem den Besuch von Longwood vorzuschlagen. Um der Neugier der Bewohner zu entgehen und auch, um die freie Luft zu atmen, hatte Napoleon angenommen.

Die vier Reiter waren nunmehr auf schlechten Straßen und Gebirgspfaden unterwegs. Sie hatten Höhen erklettert, waren Abgründe entlang hingeritten und endlich auf das ein wenig hügelige Plateau gelangt, wo zwischen mageren Bäumen die Gebäude einer kleinen Farm in rötlichem Ocker, schieferbedeckt, sich erhoben.

Diese Gebäude ließ man soeben renovieren, neu streichen und möblieren, denn sie sollten der letzte Aufenthalt eines Kaisers sein.

„Es ist gut!" sagte dieser.

Aber ohne etwas von seinen Gefühlen erraten zu lassen, schickte er seine Blicke rundum. Dort, jenseits von Longwood; Täler, Berge und das Meer, überall nur das Meer.

„Weiter!" sagte er endlich.

Und die kleine Kavalkade nahm ruhigen Schrittes den Weg nach Jamestown wieder auf. In der Stille hörte man nichts als den Hufschlag der Pferde auf den Steinen. Napoleon träumte vor sich hin. Er hatte sich mit seinen treuen Freunden Bertrand, Gourgaud, Montholon, Las Cases, die ihm ins Exil gefolgt waren, schon in